

Der Spiegel

für



Kunst, Eleganz und Mode.

Mittwoch und Sonnabend erscheint ein halber Bogen Text; Sonnabend ein illuminirtes Modenbild; alle Monat wenigstens ein Portrait (manchmal auch zwei) mit besonders gedruckter Biographie; dann außerordentliche Beilagen. — Halbjähriger Preis 4 fl. und mit freier Postzusendung 5 fl. C. M. (Prachtausgabe: 7 und 8 fl.) — Man pränumerirt in Ofen, im Kommissionsamt (Festungsaussicht, links); in Pesth, im Redaktionsbureau (Dorotheergasse, Nr. 20); dann bei allen k. k. Postämtern.

Lieder von Heinrich Abami *).

1. Rechtfertigung.

Er fragt nicht, wie denn ein Jurist
Ein Mädchen könne lieben?
Und wo denn zwischen Recht und Lieb'
Der Unterschied geblieben?

Es ist ein lang ererbtes Recht
Das wunderholde Lieben,
Was vor mehr tausend Jahren schon
Uns ward in's Herz geschrieben.

Naturrecht und Recht der Natur, —
Ist's so nicht Eins geblieben? —
Ich mein' drum, wenn ich Mädchen lieb',
Doch nur das Recht zu lieben.

*) Wir machen durch diese Mittheilung unsere Leser auf eine größere Sammlung von Gedichten aufmerksam, aus welcher diese Lieder entlehnt sind, und welche der Hr. Verfasser, wenn die der Lesewelt gebotenen Proben Theilnahme finden, unter dem Titel: „der Jurist, seine Welt und seine Liebe,“ herauszugeben gesonnen ist. Num. 6. Red.

2. Mit einem Blumenstrauße.

Wie noch die Blüten schliefen
In ungewisser Nacht,
Das war's, wo uns're Liebe
Mit Ulgewalt erwacht.

Die Liebe mag nicht fragen,
Wann es zum Werden Zeit,
Sie blüht, wenn's ihr gelüftet,
In reger Freudigkeit.

Und wie die Blumen kamen,
Da konnten sie schon seh'n
Die Lieb' in unsern Herzen
In voller Reife seh'n.

Sie haben sie, die Holbe,
Herzinniglich begrüßt,
Weil sie von' den Blumen
Die edle Herrin ist.

Denn all' die kleinen Schwestern,
Die wellen still dahin,
Nur sie bleibt unvergänglich
In ihrem klaren Sinn!

Sie kennet keinen Wechsel,
Lebt nur in Freud' und Lust,
Und bleibt sich ihrer Schönheit
Zu jeder Zeit bewußt.

3. Des Juristen Liebe.

Ein hübsches Mädchen, das schloß jüngst
'nen Tauschvertrag mit mir:
Ihr Herz sollt' sie mir geben,
Und ich ihr das meine dafür.

Zu Urkund dessen da hat sie
Gegeben der Küsse viel,
Ich glaubte, ein jeder derselben
Der sei ein vollgiltig Sigill!

Ich hab' ihr mein Herz gegeben,
Als Zugehör meine Lieb', —

Sie ist's aber, die die Verpflichtung
Bis heut noch mir schuldig blieb.

Was mag das Herz nun werth sein,
Um das mich das Mädchen betrog?
Und Schadenersatz kann ich fordern,
Da sie mich so schändlich belog!

Ein Mittel nur, das kann helfen,
Wär' mir allein bekannt:
Es wär' die Wiedereinsetzung
Ganz in den vorigen Stand.

Doch das ist nun unmöglich,
Und wohl der Mühe nicht werth:
Mein Herz hat weg sie geworfen,
Und da ward's ausgekehrt.

Sie muß mir den Schaden ersetzen,
Und auch den entgang'nen Gewinn,
Weil ich mich nicht mehr kann verlieben,
Seitdem ohne Herz ich bin.

Doch stell' ich ganz ohne Bedenken
Anheim es ihrer Gewalt,
Daß sie auch Summa summarum
Mit ihrem Herzen mich zahlt

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte eines Regenschirms.

(Aus dem Englischen).

Unter den unzähligen Produkten des regen Erfindungsgeistes unserer Zeit gibt es eines, ohne das manche Leute nicht leben können, das aber ich sonderbarerweise nie habe leiden können: ich meine den Regenschirm. Wann, auf welche Weise, durch wen diese Maschine erfunden worden ist, darnach frage ich nicht; ich erzähle hier nur, wie viele Verlegenheiten, oder vielmehr wirkliche Widerwärtigkeiten mir ein Regenschirm zugezogen hat.

Jedermann hat sich wohl schon in seinem Leben geärgert, wenn ihm der Schirm verloren ging, gestohlen oder verwechselt wurde; Jedermann weiß, wie schwer es ist, mit einem offenen Schirm durch eine volkreiche Straße zu wandeln, oben auf einer Postkutsche oder

in der Straße bei heftigem Wind damit zu manövriren; Jedermann ist schon von einem schlecht regirten Schirme vor die Nase gestofen worden, oder ist doch dieser Gefahr mit knapper Noth entgangen. Die Unlust, welche Regenschirme jedermanniglich bereiten, ist also groß genug; aber ganz besonderes Unheil war mir Unglücklichen vorbehalten, und zwar war übelangebrachte Sparsamkeit die Quelle meiner Leiden durch einen Regenschirm.

Im Jahr 1819 wandelte ich eines Tages durch die Stadt. Der dickbehangene Himmel drohte mit einem Regenguß, da fiel mein Blick auf das Aushängeschild einer Bude, nach welchem hier Allerlei sehr wohlfeil zu haben war. Ohne Absicht durchlief ich die lange Liste der Artikel, und eben wollte ich mich nach einem Wagen umsehen, um mich vor dem Regen zu bergen, da kam mir auf einmal der Gedanke, ich könne meinen Zweck eben so gut erreichen, wenn ich mir einen Schirm kaufte; er kostete wohl nicht mehr, als ein Fiacre, und dann behielt ich ihn ja, während ein Wagen . . . doch was brauchte es Weiteres? ich trat in die Bude. Der Kaufmann zeigte sich äußerst geschäftig auf meine Nachfrage; ein Heer von Schirmen von Seide und Baumwollenzug in allen Farben wurde vor mir aufgefpanzt. Kaufe ich einen seidenen, dachte ich, so ist er fort, ehe drei Tage vergehen, und ich bin ja eben aus purer Dekonomie hier. Damit warf ich die Blicke auf den bescheidenen Baumwollenzug, den der Handelsmann so tief herabgesetzt hatte, so lange er meinte, ich habe es auf einen seidenen abgesehen, nun aber gar nicht genug preisen konnte. Ich hielt mich endlich an einen grünen Gingham, und wenn man den Kaufmann hörte, so war er so wasserdicht, so dauerhaft . . ., wie dem sei, er kostete sein Geld; fast schäme ich mich, es zu gestehen, er kostete drei Schillinge! Ich war aber höchlich vergnügt, spannte selbstgefällig das neue Eigenthum aus und trat zuversichtlich in die Straße, den Schirm zu probiren. Ich hatte weit zu gehen, und somit Zeit genug, zu beobachten, wie es mit seiner Kraft des Widerstands gegen den Regen beschaffen war. Das Resultat fiel ganz zu meiner Zufriedenheit aus; ich freute mich meiner Acquisition und meinte, ich werde sie nie zu bereuen haben; bald sollte ich eines andern belehrt werden! Die rege Erwartung, die wir von einem neuen Freund, einem neuen Projekte haben, wird ja leider fast immer getäuscht, und die Geschichte meines Regenschirms liefert einen auffallenden Beleg für diesen Satz.

Eine ganze Woche lang freute ich mich ungestört meines Kaufs. Der Schirm stand für mich und meine Freunde beständig bereit und

hatte seinen Platz neben der Uhr im Vorzimmer. Nicht lange aber, so hatte der Regen den künstlichen Glanz des Stoffes abgewaschen, und mein Respekt vor dem Schirm bekam einen bedeutenden Stoß. Die Dienerschaft, die dies merkte, ermangelte nun nicht, sich Freiheiten mit ihm herauszunehmen; manchmal nahm ihn einer ohne Erlaubniß, wenn er schnell einen Gang zu machen hatte, und ließ ihn, wenn er wieder heimkam, am gewohnten Platz unvorsichtig trofken. Da dies straflos hinging, so wurde es immer ärger, und nicht lange, so war mein armer Schirm Gemeingut. Ich ließ dies so hingehen, denn eines Tags hörte ich so etwas wie „der Herr mit dem Singham“ munkeln, und da verging mir die Lust, das Möbel beständig mit mir herumzuschleppen. Ja mein angeborener Widerwillen gegen Regenschirme war wieder rege geworden; von jeher hatte ich mich ungerne mit einem geschleppt; ich konnte damit nicht recht gehen, nicht bequem an die Fenster hinaufsehen, er hinderte mich auf alle Weise. Ich gestehe es, am Wiedererwachen meiner Antipathie war der Umstand Schuld, daß sich die Gestalt meines Regenschirms gar sehr verändert hatte. Durch den Wind, durch das Angreifen mit schmutzigen Händen war seine ursprüngliche Farbe ganz unkenntlich geworden; der zierlichen Symmetrie, in der er seine Stäbe ausbreitete, hatte die Kasse ein Ende gemacht; der Kupferne Ring ließ sich nur noch schwer über die plumper gewordenen Faltten schieben; kurz, er war in einem Zustande, daß ich die Sparfamkeit verwünschte und meistens lieber naß wurde, als ihn mitnahm. Eines Tags aber — ich mußte in Geschäften ausgehen und schwarze, schwere Wolken verkündeten augenscheinlich starken Regen — sah ich, als ich über die Flur ging, meinen Regenschirm kläglich an der Wand lehnen. Da fühlte ich ordentlich Mitleid; es wird regnen, dachte ich; es begegnet mir Niemand; mein Schirm darf mit. In der ersten halben Stunde sah ich kein bekanntes Gesicht, aber bald gewahrte ich zu meinem Entsetzen, daß sich der Himmel aufhellte. Wahrhaftig, auf den drohenden Regen folgte heller Sonnenschein. Zum Umkehren war es zu spät, ich setzte also meinen Weg fort und verwünschte die Sonne, den Regenschirm und die Gemüthsregung, die mich veranlaßte, mir die Last aufzubürden. — Jedermann weiß, daß in London, wenn im Frühjahr die Sonne scheint, alle Welt, wer nur einen Fuß vor den andern setzen kann, sich auf die Beine macht, des schönen Wetters zu genießen. So war es auch heute, und es begegneten mir mehr Bekannte, als seit zwei Monaten her. Umsonst wollte ich schnur gerade, und als hätte ich große Eile, mit einem bloßen Kopfnicken vorbeischießen; es war

nicht anders, als hätten sie sich verabredet, mich zu stellen und zu schwagen, obgleich mir keiner etwas zu sagen hatte. Zehnmal und öfter kam jener fatale Moment, wo, wenn die hergebrachten Höflichkeitssphrasen zwischen zwei Bekannten abgemacht sind, eine Stille eintritt und man sich umsieht, was man sagen wolle, bevor man sich verabschiedet, und jedesmal sah ich die Blicke sich auf meinen Regenschirm heften. Umsonst suchte ich ihn zu verbergen; es war, als ziehe er durch einen Zauber die Blicke an; ich wünschte ihn tausend Fuß unter den Boden.

(Beschluß folgt).

Die Barrieren von Paris.

Es ist kaum ein Jahrhundert vorüber, als diese Barrieren noch auf den Boulevards standen; eine Inschrift aus der Regierungszeit Ludwig XV., die man noch jetzt an der Ecke des Boulevards Poissonniere liest, gibt davon Zeugniß. Seitdem haben hauptsächlich die beträchtlichen Vergrößerungen der Hauptstadt, diese erste Begrenzung weiter hinausgerückt. Es war im Jahre 1787, als man diese ungeheure und unnütze Mauer erbaute, welche Paris umgibt. Die Kosten waren unglaublich; und weit entfernt den Schleichhändlern ein Ziel zu setzen, war diese Mauer, die jedoch mit der chinesischen nicht zu vergleichen ist, ein willkommener Hebel, ein bequemer Stützpunkt für die heimliche Einbringung von Waaren. Uebrigens fielen ganze Stücke von dieser Mauer ein, und boten eben so viel bequeme Eingänge für die nächtlichen Betriegerieen der Schleichhändler dar. Was übrigens die vom Architekten Ledoux erbauten mit Säulengängen versehenen Thore betrifft, die man an verschiedenen Ausgängen der Stadt sieht, so fanden die eben nicht gewissenhaften Schmuggler auch hier Mittel die wachsamten Zollaufseher zu hintergehen. Der Liebe, vorzüglich aber dem Durste nach Gold, Hindernisse entgegen setzen, heißt das schlummernde Genie des Schlaupops erst recht wach machen; dadurch geräth sein gereizter Scharfssinn erst auf tausenderlei Betriegerieen.

Mitteltst des Brunnens in der Straße Grenelle versuchte man einst eine große Menge Wein einzuführen, indem man durch die äußern Röhren Wein hineingoss. Allein man verrechnete sich in der Zeit und der Wein erschien erst um 5 Uhr Morgens, wo die Wasserträger kamen um Wasser zu holen. — Ein Industrierritter ließ sich ein paar hölzerne Beine machen und wandelte in Invaliden-Uni-

form oft über um die Barrieren, die Weine mit Branntwein zu füllen und so sich alle Tage fünf Franken zu verdienen. Er wurde jedoch von seinem Weinhändler, mit dem er sich überworfen hatte, verrathen, und als er wieder bei der Barriere ankam, ging ein Ruffseher mit einem Bohrer zu ihm und zapfte sein hölzernes Wein an.

Unter dem berühmtesten Polizeilieutenant Lenoir, dessen Luhs-
 auge über Alles wachte, wurde dessenungeachtet Schleichhandel mit
 Getränken getrieben. Ein Pfiffkopf hatte sich ausgedacht, Blasen
 mit Branntwein zu füllen, welche er dann, unterstützt von einigen
 seiner Spießgesellen, die sich in einem an der Stadtmauer gelege-
 nen Garten aufhielten, des Nachts mit kräftigem Arme über die
 Mauer in den Garten schleuderte, wo sie auf ausgebreitete Betten
 fielen, damit keine entzwei ginge. Schien der Mond zu helle, so
 brannten sie Stroh an, um die Expedition durch den dicken Rauch
 zu maskiren. Alles ging vortreflich, die fliegenden Blasen
 passirten die Mauer ganz ungehindert, wie Luftballons. Aber Alles
 hat seine Zeit, vorzüglich bei Betriegerien; einer von den Zoll-
 aufsehern hatte des Nachts etwas in der Luft erblickt, was er für
 eine Nachteule oder einen Raub hielt, der vermuthlich da herum
 nistete. Die folgende Nacht legte er sich daher mit seiner Büchse be-
 waffnet, in Gesellschaft eines Kameraden, dort in Hinterhalt, und
 sobald er den vermeintlichen Vogel in den Lüften schwebend erblickte,
 gab er Feuer auf ihn. Die zerschossene Blase ließ ihren Inhalt an
 Branntwein, unverzüglich in Gestalt eines Regens herabfallen, der
 zum Theil auch unsern starkgläubigen Zollauffeher benetzte, welcher
 zu seinem Kameraden sagte: »Er ist nicht todt, der Raub, ich
 muß ihn aber erschreckt haben, denn ich fühle seinen
 Urin!« Der Kamerad war jedoch nicht so einfältig, sondern
 witterte, durch den Geruch des Branntweins, irgend einen listigen
 Betrug; und als er die Betrieger, einige Zeit nachher, wirklich
 erwischte, sagte er zum ersten, der einige volle Blasen zeigte:
 »Merkest du jetzt wohl? ein ander Mal sieh' die Blasen
 nicht für Käuze an!«

Die Erfindung der Druckerei.

Die Hauptsache bei der Druckerei, die Anwendung fester Buch-
 staben, um mit Hilfe eines Farbstoffes Abdrücke davon zu nehmen,
 war gewiß den Römern bekannt. Stempel mit erhabenen Buchstaben,
 ganz gleich unsern Drucklettern, bloß daß sie nicht beweglich sind,

mit denen die Römer kurze Aufschriften druckten, sind noch vorhanden. Gewöhnliche Handwerker bedienten sich dieser Stempel, um die Etiqueten ihrer Waaren zu drucken. Die alten Westgothen druckten ihre „Paraphen“ oder Zeichen, welche mit Knoten und Monogrammen geziert sind, auf ihre Akten und Urkunden. Das sind kleine Reizespiele; wir kennen aber ein ganzes und sehr wichtiges Werk, daß vor dem fünften Jahrhunderte durch den Druck hergestellt wurde. Die silbernen Buchstaben des „codex argenteus“, der die Uebersetzung der Evangelien von Ulfilas, dem Bischofe der Westgothen, enthält, wurden durch Typen gemacht und auf das purpurne Pergament gedruckt, fast wie es unsere Buchbinder jetzt machen. Von dieser Stufe der Druckerei, denn eine Druckerei war es doch gewiß, wenn auch sehr von der unsrigen verschieden, mußte der Uebergang zu einer höhern sehr leicht sein. Und doch ward die Entdeckung nicht gemacht. Anders in China; dort war die Druckerei seit langer, langer Zeit bekannt. Der scharfsinnige venetianische Reisende Marco Polo muß sie dort gesehen haben, und man sollte denken, er hätte diese wichtige und nützliche Erfindung mit in die Heimath gebracht. Roger Bacon, der viel Kenntnisse von China hatte, beschreibt die Druckerei mit klaren, deutlichen Worten. Aber immer ward die Entdeckung noch nicht gemacht, oder nicht ausgeführt.

S i e g e l.

Der Gebrauch der Siegel oder Petschafte ist sehr alt; wir finden sie schon von dem Propheten Jeremias (Kap. 52, V. 20) erwähnt; diese waren aber in Ringe oder vielmehr in Steine der Ringe eingegraben, und erst viel später wurden besondere Petschafte angewandt. In England ist die erste vorhandene besiegelte Urkunde die von Edward dem Bekenner wegen seiner Stiftung der Westminster-Abtei, und viele englische Könige bedienten sich derselben, weil sie kein anderes Zeichen machen konnten. Dies wird aufrichtig von Laed-Walla, einem sächsischen Könige, gestanden, der am Schluß einer Urkunde sagt: — „propria manu, pro ignorantia literarum, signum crucis expressi et subscripsi.“

Beilage: Portraits-Galerie. Nr. IX.

Herausgeber und Verleger Franz Wiefen.